

Monatblätter

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“.

Geschäftsstelle in Breslau, Ring 47.

Preis für das Halbjahr 1 Mf. 50 Pf. oder 85 Kreuzer Oesterr. oder 65 Kopfen russisch oder 1 frks. 95 Cent. lateinische Währung
außerhalb des Weltpostvereins 1.80 Mf. bei directer Zustellung.

19. Jahrgang.

Breslau, Januar 1895.

Ha. 1.

Federzeichnungen.

Hinter'm Schlothe stand der Vollmond
Mit den Flecken todter Krater,
Auf dem Schlothe schwarz im Goldgrund
Saß ein heißverliebter Krater.

I.
Er miaute klagend, herzkrank,
Bis die Miese ließ das Jaudern,
Langsam schlich herbei vom Dachfirst,
Um geheim mit ihm zu plaudern.

Doch ein End' nahm bald das Plaudern
Ueber possenhafte Sachen,
Blinzelnd sah herab der Vollmond
Und verzog das Maul zum Lachen.

II.
Tief im dunkeln Waldesgrunde
Steht ein Horst von alten Eichen,
Einsam ist's in weiter Runde,
Pfeifend nur die Geier streichen.

Durch die Gipfel brechen Lichter,
Daß die Stämme sonnig glänzen,
Die der Eppich immer dichter
Ueberzieht mit grünen Kränzen.

Dort am Quell beim Felsenstücke,
Das die blauen Blumen säumen,
Mag ich gerne von dem Glücke
Meiner ersten Liebe träumen.

III.
Längst hängt an meiner Zimmerwand
Der Kneipe Büffelhorn,
Dann hing den Säbel ich dazu,
Vom Stiefel geschwallt den Sporn.

Bald folgte noch die Doppelbüchs,
Der Rucksack, fleckig von Blut,
Palett' und Leier, bestaubt, verstimmt,
Bedeckt mit Wotans Hut.

Als die Trophae nun fertig war,
Recht hübsch zusammengedrängt,
Da hatt ich fast als letztes Stück
Mich selbst dazu gehängt.



Ueber Décadence.

Von Carl Busse, Berlin.

Ueber Décadence ist bisher viel geschrieben und wenig gesagt worden. Eine kurze und gleichzeitig erschöpfende Definition existirt jedenfalls noch nicht, vielleicht weil unter diesem Begriff so unendlich verschiedene Dichter zusammengefaßt werden müssen. Fast jeder denkt sich unter Décadence etwas anderes. Ich halte den seit 1850 größten Dichter Dänemarks, J. P. Jacobsen, für einen Décadent und ebenso Balzac, zwischen beiden aber liegt eine ganze Welt. Auch dieser Aufsatz erhebt nicht den Anspruch, in kurzer schlagender Formel die jedenfalls interessante Richtung zu kennzeichnen — er soll nur manche — und hoffentlich auch theilweise neue — Streiflichter darauf fallen lassen und einen Beitrag zu der Psychologie jener Bewegung liefern, die für unsre Zeit charakteristisch ist.

Décadence ist Verfall und kann deshalb nur dann eintreten, wenn ein Individuum oder eine ganze Gesellschaft allmählich eine gewisse Culturhöhe erklommen hat — eine Höhe, wo es ein Aufwärts fürs Erste vielleicht nicht mehr giebt. Eine derartige Verfallzeit ist, möchte ich sagen, gleichzeitig eine Ruhezeit, aber eine solche voller Unruhe. Nach jahrhundertlangem Aufbau ist eine Familie oder ein Volk alt und müde geworden, die Muskeln und der Wille erlahmen, die lange zurückgedrängte Genußsucht erwacht und ein tolles Bacchanal hebt an. Die Sinne werden dadurch zugleich abgestumpft und verfeinert, sie reagieren nicht mehr auf jene harmlosen Reizungen, die der Barbar als solche empfindet, sondern brauchen immer neue, exotische Genuße. Aber die echten Décadents sind erst die Kinder jenes ersten Geschlechtes, das im Rausch dahinglebte und seinen Nachkommen den Kajakammer hinterließ. Man kann mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß die Vorfahren eines Décadents sich mehr oder minder großen Ausschweifungen hingaben. Und nun sind die Nerven der Nachkommen krank, unendlich fein, scharf, ewig zitternd. Der Verfallzeitler giert meistens nach „Sensationen“ und fällt von einem Extrem ins andre: von der verfeinertsten, überreifen, schon angefaulten Culturhöhe zurück in brutale Barbarei. Eine Art Décadent oder Vorläufer dazu ist der Held der Sacher-Masoch'schen Novelle „Venus im Pelz“, der unter der Peitsche eines schönen Weibes rasende Wollustempfindungen hat.

Aus dem Vorhergesagten ist es leicht ersichtlich, daß die ersten neuzeitlichen Verfallzeitdichter nothwendiger Weise in dem Lande erstehen mußten, das auf die reichste und reifste Entwicklung zurückblickt: in Frankreich. Dort konnte sich der Verfall an die größten Lyriker und Dichter knüpfen. Er liegt schon begründet in Lamartine, Vigny, Musset und Hugo, er zeigt sich

noch deutlicher in Gautier, dem sich der größte, wenn auch nicht ausgeprägteste Décadent in Flaubert anschließt, und findet seinen klarsten Ausdruck in Maupassant, Balzac und den Goncourts. Die Schüler, die sich daran schließen, sind, vielleicht mit einziger Ausnahme Banville's, unbedeutend, denn da die Décadence keine Zukunft hat, wie Paul Bourget ganz richtig sagt: pas de lendemain, hat sie auch keine Schüler und Epigonen. Das Erhabene und Lächerliche liegen hier zu dicht beisammen. Wer aber nicht vergessen werden darf: der philosophische Décadent Frankreichs: Henri Frédéric Amiel. In Scandinavien vertritt Jacobsen die Verfallzeitlitteratur; neuerdings auch der hochbegabte, bei uns gar nicht bekannte Jørgensen; theilweise gehören auch Arne Garborg und Strindberg hierhin. In Deutschland dürfen vielleicht, aber mit Einschränkung, Wilhelm Walloth und Schoenaich-Carolath herangezogen werden, während die Décadence der englischen Litteratur nicht, wie man anzunehmen geneigt ist, von Byron ausgeht, sondern sich meiner Ansicht nach an Swinburne schließt resp. schließt wird.

Die Vorbedingungen zu jeder Verfallzeitlitteratur liegen nun im Romantismus, mit dem stets ein Sich-Abwenden von der Gegenwart und eine Sehnsuchtssehnsucht verbunden ist. Décadence und Romantik entspringen beide einem Zustande der Schwäche. Die Romantiker finden ihre Ideale in der heutigen Welt nicht verwirklicht. Sie sind deshalb Gefühl's- (aber nicht Ueberzeugung's-) Positivisten, die nur der ewigen Natur gegenüber aufleben. Weil sie nirgends Befriedigung und eine ihren Wünschen entsprechende Vollkommenheit sehen, bauen sie sich eine eigene Welt, in der alles Harmonie und Schönheit ist. Vielleicht resultirt ihre Trübmißigkeit zuerst auch nur aus ästhetischen Gründen und glauben sie nur deshalb an den Himmel, weil einzig dort ihr künstlerisches Empfinden durch keinen Missethat gestört wird. Allmählich versenken sie sich immer tiefer in eine Ueberwelt, werden stets kirchlich, oft monisch, hoffen und glauben. Wenn man in Eichendorff's Gedichten blättert, weht es einen an wie tiefer, wunderbarer Friede. Dieser am meisten lyrische Lyriker des deutschen Volkes kennt keine wilden Contraste; bei ihm ist alles Einklang und Versöhnung. Dann kommt allmählich der Umschwung. Die Zeit, die Wissenschaft nehmen den Romantikern gerade das, worin ihre Stärke lag, nämlich den Glauben an einen Himmel, an ewige Schönheit und Vollkommenheit. Und da werden sie schwach, finden sie sich nicht mehr zurecht. Die großen Idealisten werden durch die Enttäuschung, die Hoffnungslosigkeit verbittert. Sie machen einen Befreiungsversuch, indem

sie den Gegensatz zwischen ihren Träumen und der Wirklichkeit durch Ironie und Satire zu überwinden trachten und werden, als das Fehl schlägt, zu Pessimisten. Sie negieren schließlich alles, und es gewährt ihnen eine grausame Lust, sich wieder und wieder den Abstand von Ideal und Wirklichkeit, der oft auch bei ihnen der Gegensatz eines aristokratischen Empfindens zu einer demokratischen Zeit ist, in aller Klarheit vor Augen zu führen. Seine bezeichnet als erster in Deutschland den Uebergang der Romantiker zu den Décadents. Bei ihm deshalb die Contraste, die bei Eichendorff noch ganz fehlen, bei ihm auch schon die Sehnsucht nach irdischer Pracht, nach dem Orient, nach Sultansstüchtern und Lotosblumen — nach einer Pracht, welche die alten Romantiker weniger brauchten, weil sie noch den Himmel für sich hatten. Aber hinter der Heine'schen Ironie, hinter seiner Satire und seinem Pessimismus glimmt noch immer ein Fünkchen Hoffnung, das manchmal emporlodert wie eine Flamme. Die Décadents aber haben auch dieses Fünkchen Hoffnung verloren, es ist ihnen nichts geblieben als eine todtkranke Sehnsucht, die vielleicht um so stärker und heißer ist, als sie ihre Fruchtlosigkeit einsehen, daneben ein stumpfes Sich-Ergeben, ein unendlich verfeinertes Genießen, ein Sich-Berauschen an Purpur und Marmor, an Gold und allem Prunk der Welt, ein unendlich tiefes Auskosten jeder Stimmung, daß diese so eindringlich wirkt wie ein Opium- und Haschisch-rausch. Das wenigstens ist die germanische Décadence, denn wir müssen eins festhalten, nämlich, daß die letztere von der romanischen genau so wenig oder so viel getrennt ist wie die deutsche Romantik von der französischen. So geht eine grade Linie von der Romantik über Pessimismus und Nihilismus zur Décadence.

Wie gesagt, haben wir nun die verschiedenartigsten Dichter in die Gruppe der Versfallzeitler zu rechnen. Ehe ich nun versuche, die allen eigenthümlichen Eigenschaften zu erforschen und die Décadents in Gruppen sondern, seien mir noch einige einleitende Worte vergönnt.

Friedrich Nietzsche hat bekanntlich die Künstler in apollinische und dionysische getheilt. Die ersteren sind die Herrennaturen, die Olympier, die urechten Künstler, die den Blick und Donner stets in der Hand führen, d. h. schaffen können, wann, wie und wo sie wollen. Die zweiten müssen sich der „gebietenden Stunde“ fügen, dürfen nur zeitweise auf den Olymp, es sind Halbgötter, die auch nichts von der heiteren großen Ruhe an sich haben, sondern im Rausche schaffen. Die ersteren ewige Götter, die zweiten Titanen. Goethe und Mozart — Schiller und Wagner. Man kann nun die Bezeichnungen apollinisch und dionysisch fast stets mit aristokratisch und demokratisch vertauschen, und soweit das hier in Betracht kommt, soll noch später davon gesprochen werden.

Analog dieser Eintheilung möchte ich eine ähnliche innerhalb der uns hier beschäftigenden Richtung vornehmen und behaupten: es giebt individuelle und typische Décadents. Die ersteren sind stets die Kinder eines Geschlechtes, das jahrhundertlang durch Macht, Reichthum, Bildung, oft auch Schönheit hervorragte, dem aller Luxus zugänglich und das seinem Volke immer weit voraus war. Wie schon oben angedeutet, wird man gerade bei dieser Art von Décadents auf einen Vorfahren schließen dürfen, der in irgend einer Weise entartete. Sie sind die geborenen Aristokraten, eben deshalb auch Bewunderer der Vergangenheit, ohne sich der Gegenwart jedoch zu verschließen. Ja,

der Sinn für letztere wird vielleicht gerade durch den steten Contrast geschärft. Ein Beweis dafür: Flaubert, der große aristokratische Décadent, der nur in der Vergangenheit seinen Traum von Schönheit verwirklicht fand, schrieb gleichzeitig den besten Gegenwartsroman (Madame Bovary). Es sind alles auch apollinische, weil aristokratische Künstler und deshalb, rein ästhetisch betrachtet, den zur folgenden zweiten Gruppe gehörigen Dichtern weit überlegen. Jeder echte und große Künstler ist auch ein apollinischer Künstler und Aristokrat vom reinsten Wasser, sagt der so jung dahingegangene und so glänzend begabte französische Kritiker Hennequin.

Während die eben kurz gekennzeichneten Künstler also ihrer demokratischen Zeit kraft entgegengesetzt sind, Ausnahmenaturen bleiben, individuelle Décadents sind und deshalb auch auftreten können und meistens auftreten werden, wenn die Welt im Verhältnis zu ihnen noch ziemlich gesund ist, sind die der zweiten Gruppe angehörigen Versfallzeitler stets die Kinder einer im Kern verdorbenen Epoche und für letztere typisch. Jede Cultur, die verdorben und angefault ist, verfällt der Demokratie. Das heutige Frankreich wimmelt auch von Décadents. Sie sind im Gegensatz zu den oben geschilderten als Repräsentanten ihrer Zeit plebejischer, deshalb auch unkünstlerischer und roher. Ihre Sehnsucht nach der Vergangenheit ist nicht so stark, weil sie nicht auf die Vergangenheit stolz sein können. Zwar sind auch sie mit der Gegenwart nicht ganz zufrieden, da ihnen als Décadents überhaupt nichts mehr genügt, aber im Grunde möchten sie doch in keiner anderen Zeit leben als in der ihren. Sie sind kleinere Künstler, aber größere Beobachter und sammeln rastlos documents humains zur Kennzeichnung ihrer geliebten Gegenwart. Balzac ist hier der rechte Typus, das verdorbene Kind seiner Zeit, der gefeierte Vertreter des Bürgerkönigthums, der Literaturplebejer comme il faut. Durch und durch Streber, haben alle seine Gestalten etwas Parvenuhaftes an sich. Er kann als demokratischer Künstler keinen wirklich vornehmen Menschen zeichnen, sucht aber den Adel zu copiren, wo er irgend kann. Denn diese Kunstdemokraten verzehren sich Zeit ihres Lebens in glühendem Neid gegen alle vornehmen Adelsmenschen. Der dionysische Künstler, der im Rausche schafft, sehnt sich mit allen seinen Kräften nach der heiteren Götterruhe des apollinischen. So beneidete Michel Angelo den sonnigen Raphael, so beneidete Schiller den Olympier Goethe, so Balzac jeden Aristokraten. Weil ihnen allen, den Demokraten, die ruhige innere Vornehmheit fehlt, klammern sie sich an Neugierlichkeiten und suchen die Beneideten ungefähr in der Weise zu übertreffen und zu imitiren, wie der Emporkömmling es thut, indem er seine Zimmer mit Prunk und Pracht überladet und kostbare Bilder an die Wände hängt. Aber ein Bauerneiß, das, um vornehm zu erscheinen, über Migräne klagt, wird doch keine Gräfin, sondern muß es sich gefallen lassen, ausgelacht zu werden. Auch über Balzac zuckt der echte Aristokrat nur ironisch die Achseln. Er bleibt der Plebejer, ob er nun in der ersten Ausgabe seines berühmten Romans „Le dernier Chouan ou la Bretagne en 1800“ seinem Namen unberechtigter Weise ein „de“ hinzufügte oder nicht, und ob er später auch behauptete, nur in einem langen weißen Gewande und mit echt goldenen Messern, Scheeren etc. arbeiten zu können. Gerade darin zeigt er sich vielmehr als Plebejer. Etwas Aehnliches haben wir bei dem Demokraten Wagner, der vorgab, stets echt

leidene Henden tragen zu müssen, und weiter wissen wir durch die für den Litterarpsychologen unschätzbaren Tagebücher der beiden Concourts von Zola, daß es der größte Schmerz seines Lebens ist, nicht Zutritt zu den Abendsalons zu haben oder vielmehr immer über die Achseln angesehen zu werden wie jemand, der nicht in jene Gesellschaft gehört. Das ist der wunde Fleck, den Zola gleich allen demokratischen Künstlern in sich hat und in diesem wunden Fleck ist er auch Romantiker, wenn auch kein so großer, wie der geistvolle Impressionskritiker Jules Lemaitre meint. Ich weise auf alles das nur hin, um die Thatsache zu erklären, daß alle diese demokratischen — ich nannte sie typischen — Decadents eine glühende Sehnsucht nach allem angeboren aristokratischen Wesen besitzen.

Vergegenwärtigt man sich nun noch einmal alles das, was ich über die beiden Gruppen sagte, so wird man die folgende Behauptung, die ich aufstelle, leicht zugeben, nämlich die, daß in Frankreich wohl die ersten und meisten, nicht aber — in der Gegenwart — die vornehmsten Decadents erstehen konnten. Ich sagte bereits, daß gerade Frankreich auf die reichste Cultur zurückblicke, daß die Franzosen das vorgeschrittenste und (deshalb) gleichzeitig das heut am meisten der Decadence verfallene Volk seien. Bourget bemerkt einmal in seinen „Essais sur la Psychologie contemporaine“ sehr geistreich, daß ein Volk sich dann im Verfall befinde, wenn es nicht mehr viele und schöne Kinder erzeuge. Ich brauche nur an das moderne Frankreich zu erinnern; der Verfall ist da. Oder deutlicher ausgedrückt: die individuelle Decadence ist typisch geworden, sie beginnt mit der Volksdecadence zu verschmelzen und bekommt damit zugleich als Weiterentwicklung einen Stich ins Demokratische, ins Unfeinere. Anders in Deutschland und überhaupt in den germanischen Ländern, wo das Volk verhältnismäßig noch zu gesund ist, wo von einem eigentlichen typischen Verfall noch nicht gesprochen werden kann. Hier mußten sich Ausnahmestaturen entwickeln, die feinsten, weil individuellsten Decadents. Die Ausnahme ist immer vornehmer wie die Regel. Und um so eigenartiger dürfte sich hier der Verfall gestalten, als Deutschland von jeher reicher an ausgeprägten und verschiedenen Persönlichkeiten gewesen ist als Frankreich. Das zeigt sich in den beiderseitigen Litteraturen ja zur Genüge.

Natürlich liegt das in der so durchaus verschiedenen Wesenheit beider Rassen begründet, und eben daraus ergibt sich auch wieder, daß die germanische Decadence anders in Erscheinung treten mußte, als die romanische. Wenn man Balzac und Baudelaire gelesen hat und dann ein Buch von Jacobsen, Garborg, Carollath oder Walloth in die Hand nimmt, merkt man sofort den Unterschied. Der französische Verfallzeitler ist lebhafter, phantastischer, voll oder vielmehr phantastischer, oberflächlicher, ewig unlustig, launisch, schwankt von einem Extrem zum andern, verachtet sich selbst und bewundert sich gleichzeitig, er ist innerlich verfaulter, höhnt, peinigt, analysirt. Der Deutsche dagegen ist sehnsüchtiger, tiefer angelegt, feinfühlicher, in der Farbe noch nuancirter, philosophischer, auch gebrochener, aber er höhnt nicht, sondern ist nur todmüde, ganz todmüde. Der französische Decadent à la Baudelaire bekommt es fertig, sich beim Anblick einer verwesenden Pferdeleiche mit grausamer Wollust vorzustellen, daß seine schöne Geliebte auch dergleichen so dastehen werde, in ekelhaftem Gestank . . ., der germanische Decadent schreibt das nicht, er ist zu — zu ästhetisch, zu feinfühlig dazu. O. Ludwigs, der früh Verstorbene, war auf dem Wege dazu, sich zu einem Verfallzeitler zu ent-

wickeln oder vielmehr, er war es schon, nur noch nicht voll ausgeprägt. Ein anderer Jüngerer wird oft dafür gehalten, Felix Dörmann, und gerade wenn man den Unterschied zwischen französischer und deutscher Decadence betont, darf man ihn nicht übersehen. Dörmann — ich bin mir wohl bewußt, was ich sage — wird dem deutschen Volke ewig unsympathisch bleiben, nicht weil er Decadent ist, (denn auch dieser kann Unsterbliches schaffen!) sondern weil er kein germanischer Decadent ist. Er ist kein nationaler Dichter; man könnte ihn begreifen, wenn er Franzose wäre, denn nur in die französische Verfallzeitlitteratur mag er zur Noth passen; er hat sich vielleicht an Baudelaire geschult, er ist ein Fremder oder — giebt Gastrollen als solcher — beides gleich schlimm. Obgleich an dichterischer Begabung weit über Lindau stehend, ähnelt er diesem doch darin, daß er ein undeutsches Element verkörpert, und er wird ebensowenig unserem Volke ein paar deutsche Lieder geben, wie Lindau ein deutsches Lustspiel. Ein germanischer Decadent schreibt keine „Sensationen“, und auch Heinrich Heine war nur da der unsterbliche Lyriker und der Liebling des Volkes, wo er die christlich-germanischen Elemente in sich allein zu Wort kommen ließ. Sonst hat er oft, Dörmann und Lindau bisher immer, etwas Undeutsches an sich. Es ist ein uns Fremdes in ihnen und es ist bezeichnend, daß alle drei keine Germanen sind.

Man wird ein klareres Bild von einer Richtung erhalten, wenn man zusieht, wie ihre Anhänger und Vertreter sich zu den großen Culturbewegungen und -Momenten stellen. Beginnen wir mit der unsere Zeit am meisten erschütternden Erscheinung des Socialismus. Und da finden wir:

Jeder echte Decadent, überhaupt jeder große Künstler, ist der geborene Feind der socialistischen Bewegung und gleichzeitig der geborene Feind des ähnlichen Tendenzen verfolgenden Urchristenthums, weil durch beide gerade das unterdrückt wird, was ihre Größe ausmacht: die Individualität. Socialismus und Christenthum predigen die Gleichheit Aller, und dagegen wendet sich jeder „Höhemensch“ schon ganz instinktiv. Die Masse ist für ihn nur dazu da, alle Jahrhunderte einmal ein paar bedeutende Menschen hervorzubringen; sie ist das Heerdenvieh, er der Führer. Jeder große Dichter verachtet im Innersten seines Herzens sein Publikum, weil er weiß, daß es ihn doch nicht ganz versteht; er ist der geborene Aristokrat. Der echte Decadent nun, der Schönheitschwärmer comme il faut, haßt aber die Masse vor allem noch deshalb, weil sie unästhetisch und häßlich ist. Feine, weiße, schmale Hände sind ihm tausendmal lieber als berbe, rothe Arbeiterhäute. Durch die Nothheit des Noth, des Plebejers, wird sein verfeinertes ästhetisches Empfinden verletzt. Eher sterben, als sich mit dem Proletarier auf eine Stufe stellen! Der socialistische Zukunftsstaat ist dem Verfallzeitler ein Gräuel, weil die Gleichheit so unendlich grau und farblos ist, weil seine Ideale mit dem Purpur und den alten Marmorbildern, mit dem höchsten Luxus und der aristokratischen Kunst, vornehm zu leben und zu genießen, zugleich untergehen. Man wird mir einwenden: Die Decadents sind doch aber zumeist fromm, wie können sie also das Christenthum (und daneben den Socialismus) haßen?! Gewiß, die Decadents sind fromm, aber es ist nicht das Christenthum, zu dem sie zurückkehren, sondern es ist — die Kirche. Diese, die sich ja im Laufe der Jahrhunderte zum reinsten Gegenfate des Urchristenthums entwickelt hat, unheimlich die für

Schönheit so sehr empfänglichen Sinne durch ihre Kraft und ihren Weirauch, und ist ferner durch ihre bewundernswürdige Einwirkung, durch ihre Macht, ihren Reichthum, ihr Alter und ihre glorreiche Vergangenheit zu einer durchaus aristokratischen Einwirkung geworden. So finden wir bei Baudelaire auffallend oft kirchliche Szenen resp. Vergleiche, Weirauchdunst und Dostiengefunkel, so fordert Balzac in seinem Buche „Aristocrate“ und „Le Socrate chrétien“ blinden Gehorsam gegen die Kirche, so weht uns aus Carolath's „Don Juan's Tod“ das Nauschens leidener Kirchenfahnen entgegen. Bourgeois und Plebejer sind freigeistig und voltairisch geworden, der Décadent stellt sich in Gegensatz dazu. Auch Arne Garborg hat am Schluss seines Buches „Milde Seelen“ nur den Rath: Gehet zum Priester, und Bourget schließt sein „Mensonges“ genau ebenso. Und die Versfallzeitler haben mit ihrer Ansicht, daß Christenthum und Socialismus das Individuum unterdrücken, auch ganz Recht. Wir sehen es ganz deutlich an Tolstoi, der so lange ein großer Künstler war, so lange er sich nicht zum Uebrigenthum und Demotraten bekehrt hatte. Und noch ein näheres Beispiel sei mir gestattet heranzuziehen. In Carolath's letzter Gedichtsammlung befindet sich auch ein „christliches“ Lied, und dies ist derartig unästhetisch, daß ich es nur mit Anstrengung zu Ende lesen konnte. Die ganze wundervolle Eigenart des großen Dichters ist plötzlich wie weggerafft, die Verse, die sonst, ich möchte sagen, nur so glänzen und leuchten von Gold und Purpur, von Marmor und prunkenden Farben, so dürr, grau und öde. Ein großer Künstler und also auch die echten Décadents werden entweder, wie meistens, Reactionäre, d. h. christlich-conservativ, (weiß doch selbst der Demotr Balzac in „Prince“ die Negentugenden Ludwigs XIII. und überhaupt das Königthum) oder — aber sehr selten — Anarchisten, niemals jedoch Socialisten.

Ebenso wichtig ist das Verhältnis, in dem die Décadents zu den Frauen stehen. Den Romantikern war das Weib noch ein Engel, für den man schwärmte, eine Heilige, für die man in den Tod gegangen wäre, wie die Ritter des Mittelalters. Bei aller den Romantikern eigenthümlichen Sinnlichkeit kam doch im Grunde nie ein unreiner Gedanke auf, und wenn sie einmal süße Stunden genossen hatten, dann jabelten sie auf und dankten Gott und der edlen Frau, die sie noch fester in ihr Herz schloßen. In den allmählichen Abhängungen zur Décadence wird dann das Weib bald Engel und bald Teufel, während die Décadents alle die ausgesprochensten Weiberfeinde sind. Baudelaire und Flaubert hassen die Frau, Arne Garborg und Strindberg verachten das „schlechtere“ Geschlecht, Amiel kann sich nie zur Heirath entschließen, Walloth lebt als Jungfer, die Goncourts (siehe ihr Tagebuch) empfinden oft vor dem Weibe einen förmlichen Ekel. Jacobien ging nie in seinem ganzen Leben mit einer Frau um — und Carolath: Wie sehr er Décadent war (denn er machte eine Rückentwicklung durch, die, wenn sie nicht schon ihren Abschluß gefunden, unserer Literatur nur zum Schaden gereichen kann) zeigt die Stelle in der „Erkling“, wo Guy, nachdem er das schönste und geliebteste Weib ganz genossen hat, sich vor lauter Ekel selbst den Tod giebt. Schwäche, Niedergeschlagenheit und Ekel nach dem ersten Genusse, das ist das Merkzeichen des Décadent. In Jacobien's „Nichts ohne“ wird das Sakrapar Erik und Jennimore auch von Ekel vor einander erfaßt, und die Goncourts sind, wie gesagt, nach einer Woche weiblichen Umgangs einfach außer

Stand, ihren Abscheu, ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden. Und doch dreht sich beim echten Décadent Alles um das Weib und Keiner kann ihm widerstehen. Deshalb stehen auch meistens Frauen im Mittelpunkt ihrer Dichtungen.

Sowohl ein Zeichen ihrer Schwäche wie ihrer Vornehmheit ist nun die Sehnsucht nach der Vergangenheit, die alle Versfallzeitler heisst. Es ist das ein Merkzeichen einer Herren- und Herrschernatur, die Grund hat, auf Vorfahren und Vergangenheit stolz zu sein. Kaiser Wilhelm II. läßt Kniestrümpfe und Mennett wieder aufleben, weil der frühere Glanz seines Hauses einen herrückenden Zauber auf ihn ausübt. Es steckt darin eine Art durstigen Ehrgeizes, den demokratische Dichter à la Zola, Balzac, Dostojewski u. A. nicht begreifen können, weil ihnen die Vergangenheit nichts gegeben hat und Gegenwart und Zukunft ihnen erst Alles bringen soll. Die individuellen Décadents sind eben in weit höherem Sinne und Maße das Produkt von Jahrhunderten, als die typischen, die plebejischen. Bezeichnend ist da eine Stelle in Jacobien's Roman „Marie Grubbe“, wo die junge Marie sich gar nicht vorstellen kann, daß es heute noch einen Helden geben soll, denn Helden waren ja doch leuchtende Gestalten der Vergangenheit, hatten früher einmal existirt. Und nun soll sie einem wirklichen Helden begegnen, und da wird ihr mit einem Male das Leben strahlend reich, weil es noch etwas Anderes darin giebt, als das Alltägliche. — Der Décadent als Feind des Alltäglichen flüchtet also zurück in die Vergangenheit. Und meistens flücht er nach Stätten, wo sich höchste Pracht, Luxus, Vornehmheit verbinden. Flaubert geht in der „Salammbo“ nach dem alten Karthago, die Goncourts begeistern sich für das achtzehnte Jahrhundert und schreiben eine Unmenge Bücher darüber, Walloth führt nach Aegypten und Rom, Jacobien giebt in seinem ersten Roman „Antérieurs aus dem sechzehnten Jahrhundert“, Carolath kommt sich oft als Ritter und Kreuzfahrer vor, zaubert in seinen Gedichten das alte Venedig empor mit seinen Dogen, führt uns („Geschichten aus Mos“) in's Mittelalter. Und alle suchen sich Fürstenthümer aus und angefallte Culturen. Karthago, obwohl unter Hamilcar auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, steht kurz vor dem Abgrund und der Vernichtung; in das Lachen der Matronen des fünfzehnten Ludwig kündigt schon ein dumpfes Grollen, die Vorahnung der französischen Revolution, und das kaiserliche Rom unter Tiberius geht mit Riesenschritten der Auflösung entgegen, während der dänische Königshof, an dem „Marie Grubbe“ weilt, durch Einfälle der Schweden gestört und erschüttert wird. Höflicher vornehmer Luxus, verbunden mit einer „sanften Korruption“ — ein Goncourtscher Ausdruck — das ist das Element der Versfallzeitler. Deshalb flüchten sie auch so gern nach dem Orient, wo sie für ihre Schönheitsräume in raffiniertester Farbenpracht Befriedigung finden. Flaubert bereist das Morgenland, Baudelaire berauscht sich an Opium und Haschisch, Gautier schreibt ein Werk: „Constantinople“ und ein zweites „L'Orient“, Walloth möchte bald ein Pascha, bald ein Sultan, bald ein Jaderfürst sein, bei Carolath brauche ich nur darauf hinzuweisen, daß er seine Bilder fast stets aus dem Morgenlande holt, von Wüstenfahrten und Karawanen, von Oasisten und Sultaninnen träumt (vergl. den Cyklus „Fathüme“) und daß er selbst den Orient bereist hat, und Jacobien schließlich trieb es aus dem hohen Norden nach dem Süden hinunter, nach dem er sich mit krankhafter

